

Predigt von Bischof Prof. Dr. Martin Hein zur „Woyzeck“-Inszenierung des Anhaltischen Theaters Dessau am 17.04.2011 (Palmsonntag) in der St. Johannis-Kirche zu Dessau.

Es beginnt längst, bevor es losgeht, liebe Gemeinde! Ehe im Anhaltischen Theater die ersten Worte fallen, ist das Stück schon im Gange. Der Blick bleibt am Gerüst hängen. Alles ist erst im Aufbau begriffen. Eine fahrende Theaterkompanie macht Halt und bereitet die Bühne zum eigenen Auftritt – Präparation für das, was kommt. Und mitten drin, ächzend und schwitzend und Bretter schleppend: Franz Woyzeck, das arme Schwein, das schon hier von den anderen ausgenutzt wird und Schwerstarbeit leistet. Er ist, der er wenig später in Büchners Drama sein wird: ein mühseliges Geschöpf, eingezwängt in die elenden Verhältnisse, aus denen er nicht herauskommt, so sehr es sich das auch wünschen mag und so sehr er sich müht. Wir schaffen uns die Bedingungen, unter denen wir leiden. Das Spiel kann beginnen. Es wird ernst.

Vor unseren Augen ist nicht nur das Bühnenbild zu sehen, sondern es wird ein Panoptikum von Armseligkeit und Leidenschaft, von Ausbeutung und Hingabe, von Leben und Tod entstehen: das große Welttheater im Kleinformat, die spielende Wandertruppe als Spiegel der menschlichen Gesellschaft und all dessen, wozu wir Menschen fähig sind. Es geht heftig zu, grell, ungefiltert. Das lässt niemanden unberührt. Schon vor dem Anfang nicht. Wir sind mitten drin, mitten in Büchners Stück, mitten im Drama des Lebens. Nichts kommt unvermittelt. Alles ahnen wir. Es kommt, wie es kommen muss, sagt uns die Erfahrung. Ist also alles ausweglos? Geht alles seinen vorherbestimmten Gang, aus dem es kein Entrinnen gibt? Sind wir etwa mehr als nur „Staub, Sand, Dreck“?

Um Woyzeck geht es: Friedrich Johann Franz Woyzeck, wie er *leibt* und *lebt* – und *wie* er leibt und lebt. Einer von ganz unten, einer aus dem Prekariat, heißt es heute politisch korrekt. Ohne geregeltes Einkommen, auf Gedeih und Verderb anderen ausgeliefert, denen er sich andient: dem Hauptmann, der es sich

leisten kann, sich von Woyzeck einseifen zu lassen, und mit ihm über Zeit und Ewigkeit schwadroniert: „Woyzeck, es schaudert mich, wenn ich denk, dass sich die Welt in einem Tag herumdreht, was eine Zeitverschwendung, wo soll das hinaus? Woyzeck, ich kann kein Mühlrad mehr sehn, oder ich werd' melancholisch.“ Darauf Woyzecks immer wiederkehrende Antwort: „Ja wohl, Herr Hauptmann.“ Was soll er auch antworten. Und nach dem Irrsinn von Zeit und Ewigkeit geht's beim Hauptmann – noch in der Badewanne – weiter mit der Tugend. „Es muss was Schöns seyn um die Tugend, Herr Hauptmann“, entgegnet ihm Woyzeck. „Aber ich bin ein armer Kerl.“ Das gesellschaftliche Sein bestimmt das Bewusstsein, sagte einst ein Zeitgenosse von Georg Büchner. Auf der Bühne ist das mit Händen zu greifen.

Aber es ist ja nicht nur der Hauptmann, dem sich Woyzeck verdingen muss, um irgendwie zu Geld zu kommen. Er macht den Affen auf dem Jahrmarkt und wie ein Ein-Euro-Jobber stellt er sich einem Arzt zur Verfügung, lässt sich als Versuchskaninchen benutzen, das täglich seine Ration Erbsen zu fressen hat und dem Arzt zu Forschungszwecken seinen Urin überlassen muss. Und wehe, er kann den Harn nicht halten, bevor er ihn abgefüllt hat. Während Woyzeck nur gesteht, er habe „gemusst“: „Herr Doctor, wenn einem die Natur kommt“ – weiß der Arzt darauf mit einer Kurzabhandlung über „Natur und Freiheit“ zu antworten. Was es mit Woyzecks bedauernswerten Lebensbedingungen auf sich hat, interessiert den Forscher nicht im geringsten. Woyzeck ist sein Objekt: das Objekt wissenschaftlicher Begierde. Kaum, dass der Arme etwas von der „doppelten Natur“ erzählt und dass ihm wäre, als ginge mittags „die Welt im Feuer auf“ und als habe in seinem Inneren „eine fürchterliche Stimme“ geredet, da weckt das umso mehr den Forschungsdrang des Arztes: „Woyzeck er hat die schönste aberratio mentalis partialis, die zweite Species, sehr schön ausgeprägt, Woyzeck er kriegt Zulage.“ Nicht mehr als ein medizinischer Fall also: Die Naturwissenschaft, wie sie der Doktor betreibt, entmenslicht den Menschen. Sie ist inhuman. Geld bestimmt die Beziehungen. Al-

les ist käuflich. Der Hauptmann und der Arzt, das Militär und die Wissenschaft: Entlarvte Stützen der Gesellschaft sind sie.

Aber wozu das alles? Warum gibt sich Woyzeck fast willenlos anderen preis, schnitzt Stöcke, mit denen er geschlagen wird? Ganz banal: Weil er eine Geliebte und mit ihr Kind hat. Deshalb! Illegitim ist alles nach damaligen Moralvorstellungen: unverheiratet mit Marie lebend, das ungetaufte Kind auf dem Schoß wiegend. Aber diese beiden - die *hat* er, für die tut er alles, die halten ihn am Leben, wie armselig es auch sonst sein mag: „Herr Hauptmann, ich bin ein armer Teufel – und hab sonst nichts auf der Welt.“ In die realistische Wahrnehmung seiner eigenen Situation mischt sich eine gehörige Portion Selbstmitleid; beides gerät zu einer explosiven Melange. Wir beginnen schon zu spüren, selbst wenn wir Büchners Drama nicht kennen sollten: Diese erniedrigte Kreatur Franz Woyzeck, geknechtet von Menschen und geplagt von unheimlichen Psychosen, wird am Ende sein, wird fertig sein, wenn man ihm auch noch das Wenige nimmt, was er hat. Marie und das Kind: In der unübersehbaren Masse von Menschen und mitten in den geradezu erbärmlichen Lebensumständen geben sie ihm Sinn. Selbst in der gesellschaftlichen Unmoral leuchtet ein Funke Moral auf, selbst im falschen Leben gibt es Augenblicke des Richtigen. Woyzeck begehrt nicht gegen das Elend auf, so lange man ihm lässt, wofür er lebt. Er nimmt die Demütigungen auf sich, nimmt sie in Kauf, um das kleine Glück zu bewahren. Er versucht, auch wenn er der „Allerverachtetste und Unwerteste“ ist, Mensch zu bleiben.

Doch als der dünne Faden, an dem sein Leben hängt, durch Maries exzessiv gelebte Untreue reißt, ist es auch damit vorbei. Mit fast mechanisch wirkenden Stichen tötet er Marie – und nimmt sich dadurch selbst das Leben, nimmt sich das unwiderruflich weg, was Sinn und Inhalt seines Lebens war.

Kaum dass der Mord geschehen, bricht das Stück ab. Büchners Drama ist Fragment geblieben. Fast möchte man sagen: Wie gut, dass es so ist. Wie

gut, dass der Fortgang nicht einlinig und eindeutig auf ein bestimmtes Ende zuläuft, sondern trotz allem, was wir auf der Bühne erleben, offen bleibt. Der Polizeidiener taucht am Schluss nicht auf. Keine Verhaftung, kein Prozess, nichts. Wäre es anders, wären wir mit Woyzeck fertig, hätten womöglich eine schlüssige Antwort auf unser Entsetzen und könnten das Stück als abgehandelt ablegen. Aber dagegen sperrt es sich – weil es Fragment ist und als Fragment teilhat an unserem Leben.

Franz Woyzeck, das wird niemand bestreiten, ist mehr als ein zufälliges, erbarmungswürdiges Individuum, dem seine Mitmenschen übel mitspielen und das sich am Schluss nicht anders zu wehren weiß als mit einer tödlichen Tat. Franz Woyzeck steht exemplarisch für die Enge, Unterdrückung und Entfremdung menschlichen Lebens. Indem Büchner seinen sezierenden Blick auf dieses einzelne Schicksal richtet, entfaltet er das menschliche Geschick: Ecce Homo. Seht, welch ein Mensch! Sie alle haben den gleichen Namen: Woyzeck.

Innerlich schon in den Vorbereitungen auf seine Tat begriffen, kramt Woyzeck in seinen Sachen und blättert in der Bibel seiner Mutter. Er rezitiert einen Vers, den er dort gefunden hat:

Leiden sey all mein Gewinst,
Leiden sey mein Gottesdienst,
Herr wie dein Leib war roth und wund
So lass mein Herz seyn aller Stund.

Anders als die meisten anderen Lieder, die Büchner sonst in seinen Text einbaut und die in der eigens komponierten Bühnenmusik in Dessau aufgenommen werden, ist das ein Vers der religiösen Sprache und Gedankenwelt. Büchner hat ihn selber gedichtet, aber dabei auf eine Vorlage zurückgegriffen. Es war wohl in seiner Straßburger Studentenzeit, dass ihm – womöglich im

Haus des Pfarrers Jaeglé, wo er wohnte und sich verliebte – ein Gesangbuch mit einem Lied von Christian Friedrich Richter (1676-1711) zwischen die Finger kam. Dieses Lied war von einem tiefen pietistischen Glauben durchdrungen und muss Büchner irgendwie fasziniert haben – so sehr, dass er die beiden Zeilen „Leiden sei all mein Gewinn, Leiden sei mein Gottesdienst“ schon in seiner Erzählung „Lenz“ aufnahm.

Im „Lenz“ hört der Protagonist gleichen Namens auf der Kanzel diese Worte als eine innere Stimme: „Das Drängen in ihm, die Musik, der Schmerz, erschütterte ihn. Das All war für ihn in Wunden; er fühlte tiefen, unnennbaren Schmerz davon.“ Soweit „Lenz“. Einsamkeit, Verwundung, unbegreifliches Leiden – in gleicher Weise empfindet Woyzeck und fühlt sich hilflos ausgeliefert. Bei dem frommen Liederdichter Christian Friedrich Richter hatte sich das noch anders angehört:

Leiden ist jetzt mein Gewinn;
das ist jetzt des Vaters Wille,
den verehr ich sanft und stille;
Leiden ist mein Gottesdienst.

Das klingt voll Vertrauen in den Gott, „den ich als Liebe kenne“, wie Richter es in der ersten Strophe auszudrücken wusste. Leiden ist dem Pietisten ein „Liebeszeichen“ Gottes, ist die Erfahrung einer verborgenen Erziehung Gottes, die den Menschen gerade im unverstandenen Schicksal nicht von Gott wegführt, sondern zu ihm hinführen will: „Lass nur nicht den Geist ermüden / bei des Leibes Mattigkeit, / dass er sich zu aller Zeit / in dich senk in Lieb und Frieden.“ Fromme, geduldige Ergebung in das Leiden, um darin Gottes Nähe und Kraft zu begegnen – das ist Richters Antwort auf die uralte Frage nach der Theodizee, nach der Rechtfertigung Gottes angesichts des Übels und des Leids in der Welt: Leiden sei mein *Gottesdienst*!

Das aber ist Woyzecks Haltung nicht. Der begehrt auf. Das „Leiden als Gottesdienst“ wird zum Protest gegen Gott. Auf den Punkt gebracht hatte Büchner es zuvor schon in seinem Drama „Dantons Tod“: „Warum leide ich? Das ist der Fels des Atheismus. Das leiseste Zucken des Schmerzes, und rege es sich in einem Atom, macht einen Riss in der Schöpfung von oben bis unten.“ Keine Rechtfertigung Gottes also, sondern der Fels, auf dem der Atheismus unerschütterlich zu ruhen scheint, ist das unverstandene, unsägliche Leiden in der Welt. Alles spricht, wie Büchner meint, gegen einen gütigen Gott, der die Dinge des Lebens zum Besten fügt. Und deshalb gibt es nur die Rebellion gegen die Verhältnisse oder die verzweifelte Tat, wie sie sich in Woyzeck aufstaut und im Mord ihr Finale findet.

Das Drama kommt in Dessau am Ende der Passionszeit auf die Bühne. Passion – sie verbindet sich hier mit der gnadenlosen Passion des exemplarischen Menschen Franz Woyzeck. Der Blick auf diesen einen Leidenden nimmt alles in Beschlag. Der Mensch an sich wird zum Opfer. In Büchners eigener Fassung jenes Kirchenliedes ist die Reminiszenz an das Leiden Christi durchaus gegenwärtig: „Herr wie dein Leib war roth und wund / So lass mein Herz seyn aller Stund.“ Aber wir ahnen, dass die Nachahmung, die *Imitatio Christi* nur Ausdruck der völligen Versehrtheit und Verwundung Woyzecks ist, wie sie sich in seinen Psychosen, seiner Eifersucht und seiner ganzen Hilflosigkeit spiegelt. Nicht um Befreiung davon bittet er, sondern dass die eigene Passion fort dauere bis hin zur Selbstauflösung. Nein, in Büchners Stück gibt es keine Erlösung. Unausweichlich treibt die Passion ihrem Höhepunkt zu: der Vernichtung. Am Ende war die Tat!

Können wir mit dieser Antwort leben und, wenn es sein wird, sterben? Viele tun es. Viele flüchten sich auf den Fels des Atheismus, um vor den Wellen des Lebens Schutz zu finden. Und viele haben es schlicht aufgegeben, sich nicht an die Verhältnisse auszuliefern und gegen das eigene Schicksal anzukämpfen. Ein schleichender Fatalismus greift in unserer Gesellschaft um sich: Da

kann man eh nichts machen, lautet seine Parole. Erfüllt oder gar von Angst befreit ist solch ein Leben nicht. Eher dumpf. Hat uns da unser christlicher Glaube etwas zu sagen?

Auch Christen kennen das Leid aus eigener Erfahrung, kennen es manchmal mehr als gut. Dass das Vertrauen auf Gott uns auf die Sonnenseite des Lebens bringt, ist ein Irrtum. Aber der Glaube verändert unsere Einstellung – und das meint zu allererst die Einstellung zu unserem Leben. Wir schauen nicht am Leiden vorbei, wir halten die Nöte der Welt aus, weil Gott und das Leid zusammengehören! Unbegreiflich zwar, aber wirklich. Das mag nicht sofort einleuchten, gewiss. Aber mitten in dieser Welt steht das Zeichen, das Gott und unser gequälte Welt verbindet: das Kreuz Jesu. Das Christentum ist die Religion, die wie keine andere das Leiden in den Mittelpunkt ihres Glaubens stellt. Oft ist es dafür gescholten worden. Aber gerade dieser Ort mitten in der Welt, mitten in unser aller Leid, macht das Christentum menschlich. Gott kennt die Verzweiflung, die Ausweglosigkeit, die Woyzeck umtreiben, aus eigener Anschauung! Am Kreuz hängt er – solidarisch mit uns und allem, was uns bedrückt oder ängstigt. Weil wir darauf vertrauen, dass Gott am Kreuz in die größten Dunkelheiten des Lebens hineingegangen ist, dass er sie leibhaftig erlebt und durchlitten hat, sind wir nicht mutterseelenallein auf der Bühne unseres Lebens. Unser Blick geht über die Verhältnisse hinaus, so wie Christus an Ostern über die Verhältnisse dieser Welt hinausgegangen ist.

Ja, der christliche Glaube nimmt es mit dem Leid dieser Welt auf – sucht es zu lindern oder zu beseitigen und hofft, wo die eigenen Kräfte zu schwach sind, auf die Kraft des auferstandenen Christus. Nicht im Erleben des Leides, sondern im Umgang damit liegt der Unterschied zu Büchners Perspektive.

Weil das so ist, darf bei einem letzten Blick auf Woyzecks maßloses Leid dann auch die letzte Strophe des Liedes von Christian Friedrich Richter ihr Recht

